

Die Gegenwart der Vergangenheit

Aus der Jury Allgemeine Programme / Von Diemut Roether

epd Dass das Vergangene nicht vergangen ist, dass es vielmehr in uns weiterlebt und dass wir im besten Fall vielleicht sogar daraus lernen können, das brachten zahlreiche der Hörfunkbeiträge in der Endauswahl für den Geisendörfer-Preis in Erinnerung. Sei es die Geschichte der „Verdingkinder“ in der Schweiz, die Geschichte des kleinen französischen Örtchens Dieulefit, in dem während des Zweiten Weltkriegs mehr als 1.000 Juden und Widerständler versteckt wurden, oder auch die Geschichte jener Mütter, die in der DDR gezwungen wurden, ihre Kinder zur Adoption freizugeben.

Es ist schwer zu glauben, dass es in der Schweiz bis in die 70er Jahre hinein sogenannte Verdingkinder gab, elternlose oder sogenannte milieugeschädigte Kinder, die auf Bauernhöfen arbeiten mussten und nicht selten wie Sklaven behandelt wurden. Sie waren weniger wert als die Kühe, heißt es einmal in dem Feature „Halts Maul, Du lügst“ (Deutschlandfunk) von Charly Kowalczyk. Dass Kinder noch vor 40 Jahren so behandelt und ausgebeutet wurden, wird in der Schweiz bis heute tabuisiert. Den heute alt gewordenen Verdingkindern wollte – wie den Heimkindern – lange niemand glauben, wenn sie ihre Geschichten erzählten. Bis heute kämpfen sie um eine Anerkennung ihrer Misshandlungen und um eine Entschädigung.

Geschichte des Widerstands

In seinem Feature steigt Autor Kowalczyk tief ein in die Sozialgeschichte der Schweiz und bringt uns diese eher unbekannt Episode aus dem Nachbarland nahe. Mit Hilfe von ländlicher Atmo und moderner, zeitgemäßer Jodelmusik, die in der Schweiz derzeit en vogue ist, erleichtert er dem Hörer das Einfühlen. Parallelen zu dem Kampf hiesiger Heimkinder um ihre Rehabilitierung sind unüberhörbar.

Ein politisch und historisch hochinteressantes Stück war auch das Hörspiel „Kairo 11. Februar“ (RBB): Darin erinnert sich der ägyptische Autor Sonallah Ibrahim angesichts der Demonstrationen auf dem Tahrir-Platz 2011 in Kairo an seine Jugend und den Kampf seiner Generation gegen den damaligen Machthaber Gamal Abdel Nasser. So wird in dem Hörspiel eine Geschichte des ägyptischen Widerstands erzählt, der deutsch-ägyptische Regisseur Samir Nasr hat die zeitlichen Ebenen elegant verwoben. Im Wissen, was aus dieser Revolution inzwischen geworden ist, wird dieses Dokument umso hörenswerter. Als Zuhörer vertraut man sich gerne Matthias Habich an, der als Erzähler

durch die jüngere und weiter zurückliegende ägyptische Zeitgeschichte führt.

„Gutes Miteinander“

epd Der Robert Geisendörfer Preis wird seit 1983 alljährlich für herausragende publizistische Leistungen deutscher Hörfunk- und Fernsehsender verliehen. Mit dem Medienpreis der evangelischen Kirche sollen laut Statut „Sendungen gewürdigt werden, die das persönliche und soziale Verantwortungsbewusstsein stärken, die zur gegenseitigen Achtung der Geschlechter und zum guten Miteinander von Einzelnen, Gruppen und Völkern beitragen, die die christliche Orientierung vertiefen und einen Beitrag zur Überwindung von Gewalt leisten“. Für den Preis waren in diesem Jahr 55 Fernsehbeiträge und 27 Hörfunkbeiträge eingereicht. Die Jury „Allgemeine Programme“ tagte am 14. und 15. Mai unter dem Vorsitz von Medienbischof Fischer in Mainz. Sie vergab insgesamt vier Preise (vgl. Dokumentation und Meldung in dieser Ausgabe). Diemut Roether war Mitglied der Jury.

Eine erstaunliche, wenig bekannte Geschichte aus dem Zweiten Weltkrieg erzählt Hans Woller in seinem Feature „Dieulefit – Refugium in Zeiten der Barbarei“ (Deutschlandfunk): In dem kleinen Dorf Dieulefit im Süden Frankreichs wurden in den Jahren 1938 bis 1945 mehr als 1.500 Flüchtlinge – Widerständler, politisch Verfolgte und vor allem Juden – aufgenommen. Jüdische Kinder erhielten eine neue französische Identität, das ganze Dorf half mit, die Menschen zu verstecken, kein Einziger wurde in dieser Zeit denunziert. „Wir haben getan, was zu tun war“, sagen die damaligen Dorfbewohner, für sie war es selbstverständlich, so zu handeln.

Wie entsteht eine solche Zivilcourage? Wie entsteht ein solches Klima, in dem alle ganz selbstverständlich bereit sind, stillen und auch aktiven Widerstand zu leisten? Hans Woller macht sich in seinem Feature auf die Suche nach Antworten auf diese Fragen und erfährt von einer Freien Schule, die wesentlich die Atmosphäre in dem Dorf mitbestimmte und von einem Bürgermeister, der sich ganz selbstverständlich über die Anweisungen und Gesetze seiner Zeit hinwegsetzte. Und davon, dass Dieulefit seit den Religionskriegen eine Hochburg des

Protestantismus in Frankreich war. Es gab also eine gewisse Tradition des Widerstands in dieser Region.

Und die Vergangenheit wirkt nach: Bis heute verfüge Dieulefit über „eine außergewöhnliche Anzahl von sozial und politisch engagierten Vereinen“, berichtet der Autor. Dieses Feature erzählt eine Mut machende Geschichte mit einem geradezu wundersam guten Ausgang, auch deswegen gehörte es zu den Favoriten der Jury.

Am Ende entschied sich die Jury jedoch für das näher Liegende, eine Geschichte aus der jüngeren deutschen Vergangenheit: Von den perfiden Methoden, mit denen in der DDR diejenigen drangsaliert wurden, die von der Norm abwichen, berichtet Gabriele Stötzer in ihrem Feature „Fremde Mutter, fremdes Kind. Zwangsadoptionen in der DDR“ (MDR). Wenn Müttern „asoziales Verhalten“ – das war meist politisch missliebige Verhalten – vorgeworfen wurde, konnten ihre Kinder vom Staat zur Adoption freigegeben werden. Häufig reichte schon die Tatsache, dass die Mutter einen Ausreiseantrag gestellt hatte, für den Vorwurf der Asozialität. Bis heute suchen zahlreiche Mütter und Väter nach ihren Kindern, die ihnen damals weggenommen wurden.

Stötzer schildert die Begegnung einer Mutter mit ihrem Sohn, den sie vor 25 Jahren gezwungenermaßen zur Adoption freigegeben hatte. Sie berichtet davon, wie beschwerlich die Suche bis heute ist, wie wenig kooperativ nach wie vor viele Jugendämter sind. Die bewegende Begegnung zwischen Mutter und Sohn, die sich nach 25 Jahren zum ersten Mal wiedersehen, ist angenehm zurückhaltend geschildert. Die Jury wählte das Feature aus, weil es exemplarisch von menschenverachtenden Praktiken in der DDR erzählt.

Die Kriege der Zukunft

Die Gegenwartsthemen hatten es nicht leicht, sich angesichts dieser schweren Vergangenheitsthemen zu behaupten, konnten jedoch bis auf eine Ausnahme auch durch die Machart nicht überzeugen. So war das Feature „Der Tod kommt aus der Ferne“ (MDR) zwar aufwendig recherchiert und glänzte mit vielen Details, doch die Jury störte sich daran, dass Autor Henry Bernhard in dem Stück zu sehr der Faszination der neuen Waffen zu erliegen schien. Das Stück verzettelte sich in technischen Beschreibungen und Beobachtungen. Der interessante Aspekt, wie Drohnen – also ferngesteuerte Waffen – Kriege in Zukunft verändern werden, kam zu kurz.

In „Inside Göttingen“, einer Talksendung des Stadtradios Göttingen, gaben die Studiogäste zwar interessante Einsichten in den Alltag von Sehbehinderten, doch störte hier die Gesprächsführung durch den Moderator,

der häufig mehrere Fragen auf einmal stellte und wenig souverän wirkte.

Beeindruckt zeigte sich die Jury dann jedoch von „Das Hacker-Syndrom“ (WDR) von Johannes Nichelmann: Im Mittelpunkt des Features steht der Internetaktivist Stefan Urbach, der die Gruppe Telecomix mitgründete, die während des Arabischen Frühlings die politischen Aktivistinnen in Ägypten und später auch in Syrien unterstützte. Telecomix richtete virtuelle Chaträume ein, in denen sich die Protestbewegten austauschen und informieren konnten. Eindrucksvoll arbeitet Nichelmann heraus, wie Idealisten mit Hilfe des Internets politische Bewegungen unterstützen und dadurch auch politischen Einfluss und Macht gewinnen.

Der Rausch der Entgrenzung

Urbach geht eine Zeit lang völlig auf in der virtuellen Welt, die er mitgeschaffen hat und die in der realen Welt so viel verändert. Doch bald merkt er, wie kräftezehrend die unendlichen Möglichkeiten des Netzes, dieser Rausch der Entgrenzung sein kann. Und als der Chatroom, den er geschaffen hat, einen Tag nach dem anderen leer bleibt, wird ihm klar, dass diejenigen, die ihn bevölkert hatten, seine Freunde, tot sind.

Urbach konnte das, was er täglich sah und erlebte, nicht mehr verarbeiten. Die Allmacht, die ihm das Internet zu verleihen schien, überforderte ihn: „Du bist ja der Held und der Held hat keine Probleme“, sagt er. Schließlich stürzte er in eine Depression ab: „Ich wollte nicht mehr sein.“ Die Jury hörte hier eine „klassische Tragödie“, die in moderner Form erzählt wird. Das von Nikolai von Koslowski sehr radiophon inszenierte Stück, das hörbar und erfahrbar macht, was Netzkultur sein kann, war in ihren Augen unbedingt preiswürdig.

Themen der Gegenwart dominierten auch bei den Fernsehstücken, die es in die Endauswahl für den Geisendörfer-Preis geschafft hatten. Etwa in „Operation Zucker“ (ARD/BR), einem ausgesprochen beklemmenden Fernsehfilm über Kinderhandel und Kinderprostitution in Europa. Der gut recherchierte (Buch: Philip Koch) und von Rainer Kaufmann sehr diskret inszenierte Film erzählt von den Vernetzungen der Kinderhändlerlinge bis in die etablierten Kreise der Bundesrepublik hinein, die letztlich eine effektive Strafverfolgung verhindern. Vorbild war ein realer Fall eines Vereins, der vorgab, sich für Kinder aus Osteuropa und Afrika zu engagieren, in Wirklichkeit jedoch der Kinderprostitution Vorschub leistete.

Nadja Uhl spielt sehr eindrücklich eine engagierte Kommissarin, die ohnmächtig mit ansehen muss, wie ein zehnjähriges rumänisches Mädchen, das sie eben

aus den Klauen der Kinderhändler befreit hatte, wieder von diesen entführt wird.

Der Film hat bei seiner Ausstrahlung im Januar 2013 für sehr viel Aufsehen gesorgt, auch weil die ARD sich aus Jugendschutzgründen dafür entschied, eine gekürzte, weniger pessimistische Fassung bereits um 20.15 Uhr zu zeigen und den ungekürzten Film erst nach Mitternacht im Ersten zeigte. Da der Film bereits mehrfach ausgezeichnet wurde, entschied die Jury sich trotz der unzweifelhaften ästhetischen Qualität dafür, lieber andere, weniger beachtete Stücke auszuzeichnen.

Der Geist der Weißwurst

Auch die von Wolfgang Murnberger inszenierte rabenschwarze Komödie „Wer hat Angst vorm weißen Mann“ (ARD/BR), die sich mit deftig bayerischem Humor mit Vorurteilen und Fragen des Alltagsrassismus beschäftigte, ging am Ende leer aus. Andreas Giebel glänzt hier als erkonservativer Münchner Metzgermeister, für den „einer aus einem anderen Viertel schon ein Ausländer“ ist. Selbst nach seinem Tod kann er sich als Geist nur schwer damit abfinden, dass seine Tochter einen Schwarzen als Aushilfe in der Metzgerei beschäftigt. Doch um die Metzgerei und damit auch die Lebensgrundlage seiner Tochter zu retten, muss er mit dem Schwarzen paktieren, der der Einzige ist, der ihn als Geist sieht und seine Ratschläge – etwa wie man die berühmte Weißwurst herstellt – hören kann.

Um Vorurteile und Schlimmeres, nämlich Vorverurteilungen, ging es auch in dem Film „Nichts mehr wie vorher“ (Sat.1). Dieser Film von Oliver Dommenges und Henriette Piper lehnt sich an eine wahre Begebenheit an, einen Kriminalfall in Emden. Dort wurde nach der Ermordung eines Mädchens ein 17-Jähriger verhaftet, der verdächtigt wurde, das Mädchen getötet zu haben. In Emden sprach sich schnell herum, wer der Verdächtige war und im Internet wurde dazu aufgerufen, ihn zu lynchen. Nach drei Tagen erwies sich, dass der junge Mann unschuldig war. Er wurde entlassen, doch in seinem Leben dürfte nach dieser öffentlichen Empörung nichts mehr wie vorher sein.

In dem Sat.1-Film wird der Fall leicht verändert: Hier ist es ein elfjähriger Junge, der ermordet wird, Jonas Nay spielt den zu Unrecht beschuldigten 16-jährigen Daniel. Der junge Mann ist schwul, schwärmt heimlich für den Jungen nebenan, hat sich aber selbst bei seinen eigenen Eltern noch nicht geoutet – nur seine Schwester weiß Bescheid. Götz Schubert spielt den Vater, der, als er Schwulen-Pornohefte im Zimmer seines Sohnes findet, an dessen Unschuld zweifelt. Im Film steht vor allem die schwierige Vater-Sohn-Beziehung im Vordergrund, die

nach dieser Erschütterung nahezu unheilbar zerrüttet erscheint.

Annette Frier spielt die Mutter, die bedingungslos zu ihrem Sohn hält, aber auch nicht weiß, wie sie ihn und ihre Familie vor dem wild gewordenen Mob retten soll. Nach diesen Ereignissen scheint eine Versöhnung mit den Nachbarn und ein Weiterleben in dem Ort schwer möglich.

Die Jury zeigte sich beeindruckt davon, wie das Thema Vorverurteilung in diesem Film durchdekliniert wird – von der Polizei bis zu den engsten Angehörigen – und wie nachdrücklich der Film zeigt, welche Gewalt eine solche durch Medien und soziale Netzwerke noch angeheizte öffentliche Hysterie entwickeln kann. Umso wichtiger sind ein verantwortlicher Umgang mit Informationen und ein Journalismus, der sich vor schnellen Schuldzuweisungen hütet. Die Auszeichnung erhielt der Film auch dafür, dass er in der Inszenierung auf Effekthascherei verzichtete.

Wie wird man Hesse?

Mit Vorurteilen beschäftigte sich auch das Dokumentarfilmprojekt „16 x Deutschland“, das der RBB eingereicht hatte. 16 Filmemacher hatten hier jeweils ein Bundesland in einer Viertelstunde porträtiert. In dem Mosaik findet sich auch ein Kleinod wie der Film der gebürtigen Koreanerin Sung Hyung Cho, die in einer hessischen Kleinstadt lebt und sich die Frage stellt, wie man Hessin wird. Sie macht den Einbürgerungstest und stellt fest: „Das, was man wirklich lernen muss, um heimisch zu werden, steht nicht im Fragebogen.“ So liebenswert dieser Beitrag war, so erschienen die unterschiedlichen Filme der Jury jedoch zu disparat, um das Projekt auszuzeichnen.

Mit der Frage, wie man Deutscher wird, beschäftigte sich auch die Dokumentation „Wildfremd“ von der Deutschen Welle. Die Autorin Frauke Sandig beobachtet seit 2006 Einwanderer bei ihrem Versuch, in Deutschland heimisch zu werden. Die Ehe von Konstantin, der gemeinsam mit seiner Frau von Moskau nach Deutschland kam, ist inzwischen in die Brüche gegangen. Auch Rashin, die sich einst in Thomas verliebt hatte und seinetwegen nach Deutschland gekommen war, hat sich inzwischen von ihm getrennt, weil sie seine Lethargie nicht ertrug. Doch so interessant einige der Protagonisten sind, der Film wirkt in der Machart doch eher schlicht und konventionell.

Eine Geschichte aus der Vergangenheit, die nicht vergehen will, hatte der Film „WeiBes Blut“ (ARTE/ZDF) von Regine Dura zum Thema: Sie spürte Deutsche in Südafrika auf, die 1948 als Kinder dorthin verschifft

worden waren, um das Blut der Buren „weiß“ zu erhalten. Die südafrikanischen Eltern waren glühende Verfechter der Apartheid und hatten Sympathie für den Nationalsozialismus und dessen Arierwahn. Die Protagonisten, die in dem Film zu Wort kommen, berichten von einer schweren Kindheit und den Problemen als Erwachsene ihren Platz in der Gesellschaft zu finden. Die Autorin erzählt anhand ihrer Biografien viel über die südafrikanische Geschichte, doch insgesamt wirkte das Stück zu speziell für den Geisendörfer Preis.

Fast schon ärgerlich fanden einige Juroren den Dokumentarfilm „Einer fehlt“ (RBB) von Mechthild Gaßner. Nach dem Tod eines alten Mannes in der Nachbarschaft, zu dem die Autorin selbst keine engere Beziehung hatte, sammelt eine Nachbarin Geld für eine Trauerfeier. Die Nachbarn erzählen ein bisschen über den Mann, den sie kaum kannten: Anekdoten, Begegnungen auf der Straße – auch dadurch kommt einem der Verstorbene nicht näher. Am Ende wird die Trauerfeier gezeigt, bei der man den Eindruck nicht los wird, dass die Nachbarn hier ihre eigenen Betroffenheit feiern, während der verstorbene Herr Buchholz ihnen immer fremd geblieben ist. Wie sagt die Frau in der Reinigung? „Davon hat er nisch mehr, da haben nur die anderen was von.“ Unter der Hand ist so ein interessantes Porträt des Kiezies entstanden, in dem jeder sich selbst der Nächste ist – doch war das wirklich die Absicht der Autorin?

Das Kamel mit den Büchern

Die vom MDR eingereichte Dokumentationsreihe „Make Love“, eine Art Sexualkunderatgeber für Erwachsene, war zwar nach Meinung der Juroren ein gutes Stück Qualitätsprogramm, doch überwogen die Zweifel, ob diese Produktion ausgerechnet mit dem Geisendörfer Preis ausgezeichnet werden sollte.

Faszinierend war die Dokumentation „Erlesene Welten“ (ARTE/Radio Bremen): Autorin Beatrix Schwehm reist in entlegene Gegenden dieser Welt und zeigt, wie in Bangladesch, in der Mongolei oder in Kenia die Bücher zu den Menschen, meistens zu den Kindern gebracht werden. In Afrika sind es Kamele, die die Bücher in

die Dörfer tragen, in Bangladesch ist die schwimmende Bibliothek auf einem Schiff untergebracht, und schweremütig schöne Bilder zeigen, wie die Menschen im Regen auf die Ankunft des Schiffes warten. Vor allem die Bilder der lesenden Kinder, die geradezu in den Büchern versinken, zeigen, dass die Freude am Lesen, die Sucht nach Büchern international ist. Dann wieder erzählt ein mongolischer Kinderbuchautor, wie sehr ihn die Geschichte vom kleinen hässlichen Entlein als kleiner Junge beeindruckt habe und dass er dachte, „dass dieser Andresen mich schützen und mir helfen würde“. So wird dieser Film zu einem sehr poetischen Essay über die Universalität von Literatur.

Hibbeliger Reiseführer

Die Jury entschied sich aber am Ende auch hier für eine näher liegende Geschichte: In „In Deutschland um die Welt“ (EinsPlus/SWR) besucht der Moderator Pierre M. Krause junge Israelis, die in Berlin leben. „Unfreundliche Leute und keinen Strand, da sagen viele Israelis: cool“, erklärt Krause. Er trifft die israelische Berliner Band Tomer Schultz und lässt sich von einem Rabbi erklären, was koscheres Essen ausmacht und warum es von einem Inspektor für koscher erklärt werden muss. Bei all diesen Begegnungen lässt Pierre M. Krause kaum eine Gelegenheit für ein Wortspiel oder einen Kalauer aus („wenn das so weitergeht, werde ich humussexuell“), aber man vertraut sich diesem etwas hibbeligen Reiseführer gerne an, weil er so unbefangen bleibt und stellvertretend für uns die Fragen stellt, die wir uns gar nicht zu fragen trauen würden.

Verblüffend ist auch, wie erstaunt die jungen Israelis darüber sind, dass so viele Deutsche mit ihnen über die Vergangenheit reden wollen. Eine Vergangenheit, die wir nicht von uns abtrennen können und mit der wir leben müssen.

So neugierig und unterhaltsam hat sich selten jemand dem Thema Juden in Deutschland genähert. Die Jury freute sich über dieses gelungene Stück Unterhaltungsfernsehen mit Tiefgang, das auch ein jüngeres Publikum anspricht. ■